

Elsass

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **53 (1997)**

Heft 6

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Aber wie für vieles in unserem Leben gilt auch für die Sprache: Was auf den ersten Blick klar erscheint, erfährt bei genauerer Betrachtung manche Trübung. Machen Sie einen Test und beschreiben einmal jemandem, was «blau» ist. Oder fragen Sie Ihren Partner: «Was meinst du eigentlich damit, wenn du sagst ‹Ich bin glücklich› oder ‹Ich bin wütend?›»

Vielleicht stellen Sie beim Experiment nur fest, dass Ihr Gesprächspartner die Begriffe anders erklären würde als Sie, andere Bedeutungsaspekte betonen würde. Möglicherweise gelangen Sie beide aber in Beschreibungsnotstände.

Doch nicht allein Bedeutungsaspekte differieren, sondern auch die Vorstellungen, die Wörter in uns hervorrufen. Während Sie über Bäume redeten, dachte Ihr Partner vielleicht an eine kronenlichte Tanne

im Wald, Sie dagegen an den blühenden Apfelbaum im Garten. Während er beim Stichwort «Arbeit» mit Schrecken an die stressige Tätigkeit in der Versicherungsgesellschaft denkt, versetzen Sie sich in Gedanken liebend gerne in Ihr Architekturbüro. Trotzdem: Sie können sich erstaunlicherweise ganz gut miteinander verständigen! Und vor allem: So lange Sie beide unter «Liebe» annähernd dasselbe verstehen, ist Ihre Partnerschaft noch nicht akut gefährdet.

PS: Es wäre wohl sinnvoll, Wörter, die ja Träger unserer Gedanken sind und bestimmte Vorstellungen beim Gesprächspartner hervorrufen, grundsätzlich bewusster zu verwenden – vielleicht entstehen dann gewisse Beziehungsprobleme erst gar nicht!

Roman Looser

Elsass

Chevènement alias Schwendimann

In der elsässischen Zeitschrift «Rot un Wiss» ist ein Artikel unter dem Titel «Mit Chevènement regiert die Jakobinerorthodoxie» erschienen, der sich gegen die Haltung und Aussagen des gegenwärtigen französischen Innenministers wendet:

«Im französischen Parlament war er es, der sich trotz Isolation im sozialistischen Lager bis zum letzten der Anerkennung des korsischen Volkes widersetzte. Heute verdächtigt er Regionalisten bzw. Föderalisten weiterhin, ‹Frankreich kaputtmachen zu wollen›. Mit Chevènement im Innenministerium werden die Völker Frankreichs – die es für ihn gar nicht gibt – um so vorsichtiger sein müssen.»

Verschiedene Beispiele aus der Geschichte zeigen unmissverständlich den grossen kulturellen Schaden, der sich für eine Kultur und ein Volk einstellt, wenn mit unnatürlichen Mitteln, sprich Machtpolitik, eine andere Sprache aufgezwungen wird. In Nordfrankreich ist das Flämische ein Beispiel. Die Sprache wurde ursprünglich nicht nur im heutigen Norddepartement gesprochen, sondern reichte über bekannte Orte wie Kales/Calais, Bone/Boulogne bis Berg/Berck hinab. Nachweislich eignete sich zuerst

die Oberschicht das Französische an. Durch geschickte Vergabe von Ämtern und Posten drang das Französische in Stellen vor und eroberte die Städte, während auf dem Land Flämisch vorherrschte, bis dann das gleiche Schema auch hier Oberhand gewann und das Flämische verdrängte.

Um in diesem System weiterzukommen, sprich aufsteigen zu können, musste man die fremde Sprache erlernen, und Leute, die dies nicht wollten, wurden in die Ecke gedrückt. Dabei entstand eine gewollte Eigendynamik, die jene mit Ämtern und Funktionen sich noch stärker ans Französische anlehnen und ihre eigene Abstammung vertuschen liess.

Solche Abtrünnige setzten deutsche Namen ins Französische um. Hauptsache, es tönt französisch! So ist urkundlich belegt, dass der Ort *Ligneuville* in Wallonien ursprünglich deutsch war. Das sieht man dem Namen heute nicht mehr an; man braucht ihn jedoch bloss von hinten her zu lesen und entdeckt den alten Namen *Engelsdorf*! Auch die Familiennamen wurden so verändert. Gerade in der Burgundischen Pforte, die geschichtlich zum Elsass gehörte, waren deutschsprachige Bewohner keine Seltenheit. Auch aus der Schweiz wanderten durch die

Zeit Hunderte von Familien zu. So wurde der Name *Schwendimann* in der welschen Kanzlei zu *Chevènement*; oder *Cuvier*, der bekannte Paläontologe, hiess herkömmlich *Küfer*. Spät, vor etwa 200 Jahren, wanderten bernische reformierte Glaubensflüchtlinge (Mennoniten) in dieses Gebiet nördlich der Schweiz. Auch deren Namen wurden geändert, wie Ritschard zu Richard, Rychen zu Riche, Matti zu Mattin, Luginbühl zu Luginbühl, Linder zu Lindre, Stucki zu Stoki, Joder zu Yoder. Auch in jüngerer Zeit wurden fremde Namen französisiert: Bekannte

Namen wie *Mandel* und *Debré* wurden gekürzt aus *Mandelbaum* und *Debrewski*, *Balladur* und *Aznavour* aus *Balladurian* und *Aznavourian*.

Innenminister Schwendimann ist also in bester Gesellschaft. Und weshalb sich Herr «Chevènement» so französisch-nationalistisch gegen alles Unfranzösische wendet, scheint nun auch klar: Was für den früheren Bürgermeister von Belfort/Belfort noch knapp anging, wäre für den jetzigen Innenminister einer «unteilbaren Republik» schier eine Schande: Er ist deutschstämmig! *Rolf Marti*

Wort und Antwort

Zu Heft 3/97: Sprachliche Gleichbehandlung der Geschlechter

Fimmel oder Rummel?

Angeregt durch ihre freundliche Einladung feedzubacken (backzufeeden?), habe ich mehrmals dazu angesetzt, unter dem Titel «Fimmel oder Rummel» meine Meinung zur sprachlichen Geschlechtergleichbehandlung festzuhalten. Die Ergebnisse haben mich nicht befriedigt: also in den Papierkorb damit – abgesehen von den folgenden halbseriösen Bemerkungen.

Je häufiger Paarformen in Texten und Reden erscheinen, desto weniger sind Leser und Zuhörer auf mitmeinendes Interpretieren eingestellt (was? Da habe ich doch soeben allfällige Leserinnen und Zuhörerinnen unterschlagen, verneint, gedemütigt...).

Und jeder Schreiber oder Redner bemüht sich zu zeigen, dass er weiss, was sich gehört; er wird keine einzige weibliche Form auslassen, lieber eine zuviel einbauen, mag die Sprache knarren und seufzen, wie sie will. Ich persönlich bin fest entschlossen, bei meiner nächsten Ansprache die Anwesenden und die Anwesendinnen noch viel herzlicher als bisher zu begrüssen. Um allen kundzutun, dass sich da ein Grufti Mühe gibt, korrekt zu sein, und wie!

Nebenbei bemerkt: eine ähnliche, weniger ausgeprägte, nicht das Geschlecht, sondern die Logik betreffende Interpre-

tationsanwandlung ist beim «oder» zu beobachten. Die Logiker unterscheiden ein exklusives OR (nur A oder B ist zulässig) von einem inklusiven OR (eines von beiden oder beides ist zulässig). Für das exklusive OR hält die deutsche Sprache die schöne Formel «entweder A oder B» bereit. Verwendet man sie konsequent, verbleibt für das schlichte «oder» das, was ihm von Haus aus zukommt, nämlich die inklusive Bedeutung.

Statt dessen verwenden seit geraumer Zeit viele Verfasser, vor allem Wissenschaftler, die scheinwissenschaftliche Formel «und/oder» (ihr lieben Germanisten, wie spricht man's aus? undoder? Dann schreibt doch so!); mit der Folge, dass das simple «oder» exklusiv verstanden wird, wie wenn es kein «entweder-oder» gäbe.

Interpretationsanwandlung, Bedeutungsverschiebung – lieber möchte ich das Wort «Mode» gebrauchen, und zwar ohne jede abschätzige Bedeutung. Wie schnell sich neue Moden heutzutage durchsetzen, ist sehr schön am dreifachen Begrüssungs- und Abschiedskuss zu beobachten, den in meinem Bekanntenkreis so ziemlich jedermann ausser mir anwendet. Weshalb sollte es in sprachlichen Belangen anders sein? Wer sich verärgert dagegen stemmt, wird wenig ausrichten. Die Sache hat zwar einen lästigen Widerhaken. Vor einigen Jahren hat Arthur Brühlmeier in einem Aufsatz, der den Lesern des Sprachspiegels zugestellt wurde, «wider die Abschaffung des allgemeinen